

Peter Mersch

Irrweg Gleichheitsfeminismus

**De-Evolution durch gesellschaftsweite Angleichung
der Geschlechterrollen**

© 2012 Peter Mersch

Stand: 01.04.2012

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

1	Differenz- versus Gleichheitsfeminismus	1
2	Die evolutive Bedeutung des Männlichen	5
3	Genetische Erfolgsmerkmale	11
4	Evolution durch Differenz	19
5	De-Evolution durch Gleichheitsfeminismus	23
6	Literatur	35

Zusammenfassung

Unter den beiden feministischen Hauptströmungen dominiert in unserer Gesellschaft der Gleichheitsfeminismus, der von einer grundsätzlichen Gleichheit der Menschen und damit auch der Geschlechter ausgeht. Folgerichtig führt er vorhandene Differenzen zwischen den Geschlechtern primär auf soziale, ökonomische und politische Ursachen zurück.

Die Arbeit zeigt demgegenüber auf, dass es für solche Auffassungen keine wissenschaftlichen Grundlagen gibt. Des Weiteren wird herausgearbeitet, dass eine gesellschaftsweite Angleichung der Geschlechterrollen und -lebensentwürfe zu fortwährenden gesellschaftlichen Kompetenzverlusten und zur zunehmenden Verarmung, das heißt zu De-Evolution führen dürfte. Diverse Kennzahlen deuten an, dass der Prozess längst begonnen hat.

Der Artikel kommt zu dem Schluss, dass eine echte und dauerhafte Gleichberechtigung der Geschlechter nur differenzfeministisch zu erreichen ist.

1 Differenz- versus Gleichheitsfeminismus

Alice Schwarzer erklärt den Unterschied zwischen Gleichheits- und Differenzfeminismus wie folgt¹:

Seit es Frauenrechtlerinnen bzw. Feministinnen gibt, zerfallen sie in zwei Hauptströmungen. Die eine Strömung, das sind die Antibiologistinnen, genannt die Radikalen bzw. Universalistinnen bzw. Gleichheitsfeministinnen. Sie gehen von einer grundsätzlichen Gleichheit der Menschen und damit auch der Geschlechter aus. Nicht der biologische Unterschied, sondern die sozialen, ökonomischen und politischen Unterschiede sind für sie die Ursache der heutigen Differenz zwischen den Geschlechtern. (...)

Die andere Strömung beruft sich auf den Unterschied der Geschlechter, auf die Differenz. Die Differenzialistinnen halten den Unterschied zwischen Frauen und Männern für unabänderlich; sei es, dass er naturgegeben oder aber, dass er irreversibel geprägt, also quasi genetisch verankert sei. Sie sind für 'Gleichberechtigung', aber gegen 'Gleichheit' und wollen den bestehenden Unterschied nicht aufheben, sondern umwerten.

Typische gleichheitsfeministische Auffassungen und Positionen sind:

- Man wird nicht als Frau geboren ...
- Die zahlenmäßig deutlich stärkere Vertretung von Männern unter Hochschulprofessoren, Top-Managern und Aufsichtsräten ist auf die noch immer vorhandene Diskriminierung von Frauen zurückzuführen. Durch entsprechende Quotenregelungen sollte für eine Chancengleichheit von Frauen gesorgt werden.
- Frauen verdienen im Durchschnitt weniger als Männer. Dies ist Ausdruck einer noch immer vorhandenen Diskriminierung von Frauen im Erwerbsleben, die möglichst bald aufzuheben ist.



Differenz- versus Gleichheitsfeminismus

- *"No woman should be authorized to stay at home to raise her children. Society should be totally different. Women should not have that choice, precisely because if there is such a choice, too many women will make that one."*²
- *"Die Hausfrauenlohnforderung basiert auf einer Missachtung der emanzipatorischen Elemente in JEDER Frauenberufstätigkeit."*³

Im nächsten Kapitel werden einige weitere gleichheitsfeministische Auffassungen angeführt. In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gleichheitsfeminismus steht der Genderbegriff, ferner die Forderung nach einer paritätischen Verteilung der Familienarbeit unter den Geschlechtern. Denn wenn beide Geschlechter vom Grundsatz her "gleich" sind, ist nicht einzusehen, warum Frauen den größeren Anteil an den Elterninvestments erbringen sollten.

Typische Auffassungen der Differenzialistinnen sind:

- Ein höherer Frauenanteil bei den Aufsichtsratspositionen würde für eine menschlichere und nachhaltigere Wirtschaftsweise sorgen.
- Frauen sind die besseren Menschen.
- Frauen sollten im Leistungssport in separaten Frauensportarten antreten dürfen und dort für Siege und herausragende Leistungen die gleichen Preisgelder erhalten wie Männer, selbst wenn ihre Leistungen objektiv gesehen deutlich schwächer sind. Es ist folglich gerecht, wenn Jelena Issinbajewa für ihren Weltrekord bei den Olympischen Spielen in Peking mehrere Hunderttausend Euro erhielt, obwohl ein männlicher deutscher Sportler sogar im Stabhochsprungwettbewerb des olympischen Zehnkampfes deutlich höher sprang, dabei allerdings leer ausging, denn er ist ja ein Mann und sie nur eine Frau.
- Frauen sind erst dann wirklich gleichberechtigt, wenn sie auch für mütterliche Leistungen bezahlt werden können.

Viele Feministinnen schwanken je nach Anlass zwischen beiden Strömungen. Bietet bei einem Thema die gleichheitsfeministische Position argumentative oder persönliche Vorteile, dann verhalten sie sich als Gleichheitsfeministin, andernfalls als Differenzialistin. So fordern sie etwa im normalen Erwerbsleben gleiche Bezahlung von Frauen für gleiche Arbeit und Leistung, im Leistungssport dagegen für geringere Arbeit und Leistung^{4 5 6}. Und hat ein Mann in den Künsten oder Wissenschaften etwas ganz Außergewöhnliches vollbracht, dann könnten dies ihrer Meinung nach Frauen –

wenn sie denn wirklich gleichberechtigt wären – genauso, bei einem Massenmord hingegen nicht.

- ¹ Schwarzer, Alice (Hrsg.) (2002): Man wird nicht als Frau geboren. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 13
- ² Aus Friedan, Betty (1998): It Changed My Life: Writings on the Women's Movement. Boston: Harvard University Press, S. 397. Die zitierte Äußerung stammt von Simone de Beauvoir.
- ³ Schwarzer, Alice (2002): Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frankfurt: Fischer Taschenbuch, S. 279
- ⁴ Die Vorstellungen vieler Gleichheitsfeministinnen wie z. B. Alice Schwarzers (siehe etwa die Ausführungen im folgenden Kapitel) sind mit einem separaten Frauensport nicht vereinbar. Konsequenz zu Ende gedacht, dürfte es unter dem Paradigma des Gleichheitsfeminismus keinen Frauensport mehr geben (sondern nur noch Menschen-sport).
- ⁵ So äußerte sich etwa die deutsche Spitzenschachspielerin Elisabeth Pähtz wie folgt: "Dass Geldmangel herrscht, weiß ich. Aber immer werden die Männer bevorzugt. Zum Beispiel als es darum ging, einen zweiten Trainer zu verpflichten", klagt Pähtz. Die Dominanz der Männer, die nicht zuletzt gesellschaftliche Ursachen hat, akzeptiert sie nicht als Begründung, durchaus aber als weiteren Erklärungsansatz. Denn auch im Schach seien Männer - wie in den meisten Sportarten - körperlich im Vorteil und würden allein schon deshalb stärkere Leistungen bringen. 'Lange Spiele sind für sie weniger ein Problem. Doch ich fange nach fünf Stunden an, Gespenster zu sehen. Dann geht es rapide bergab', verdeutlicht Pähtz, warum die besten Frauen nicht die Spielstärke der Männer erreichen." Quelle: sz-online.de, 21.11.2008 (<http://www.sz-online.de/nachrichten/artikel.asp?id=2001324&newsfeed=rss>). Pähtzs Argument überträgt sich aber unmittelbar auch auf alle anderen fordernden Berufe, inkl. Top-Management-Positionen.
- ⁶ Beispielsweise erhalten die Siegerinnen der Damenwettbewerbe bei den Tennis-Grand-Slam-Turnieren nach zwei Siegsätzen das gleiche Preisgeld wie die Sieger bei den Herren nach drei Siegsätzen.

2 Die evolutive Bedeutung des Männlichen

In *"Das andere Geschlecht"* schrieb Simone de Beauvoir noch, *"dass der eigentliche Sinn der Unterteilung der Arten in zwei Geschlechter nicht klar ist."*⁷ Und weiter⁸:

Vielleicht wird die Mitwirkung des Mannes in der Fortpflanzung eines Tages überflüssig: das ist anscheinend der Wunsch zahlreicher Frauen. (...) Die Phänomene der ungeschlechtlichen Vermehrung und der Parthenogenese sind ebenso ursprünglich wie die geschlechtliche Fortpflanzung. Diese ist, wie gesagt, nicht a priori bevorzugt, doch weist keine Tatsache darauf hin, dass sie auf einen elementarerem Mechanismus zurückzuführen ist.

Alice Schwarzer ergänzt, *"dass der Mensch ursprünglich eine 'polymorphe Sexualität' (Sigmund Freud) hat, die nicht festgelegt ist, und dass die vorherrschende Heterosexualität ein Resultat der kulturellen Priorität ist."*⁹ Entsprechend fordert sie einen "neuen Menschen"¹⁰:

Ja, es stimmt, die schlimmsten Alpträume der Fundamentalisten und Biologen müssten wahr werden: Das werden nicht mehr die gewohnten "Frauen und Männer" sein (...), sondern herauskommen wird ein "neuer Mensch". Ein Mensch, bei dem die individuellen Unterschiede größer sein werden als der Geschlechtsunterschied.

Judith Butler geht noch einen Schritt weiter, indem sie behauptet, Geschlecht stelle ausschließlich eine soziale Kategorie dar, wobei sie gleichzeitig die biologische, binäre Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit radikal in Frage stellt¹¹.

Ich werde die Auffassungen De Beauvoirs, Schwarzers und Butlers auf den nächsten Seiten falsifizieren¹² und insbesondere den "elementarerem Mechanismus" der geschlechtlichen Fortpflanzung beschreiben, den Simone De Beauvoir noch vermisste¹³.

Biologen weisen meist darauf hin, dass der wesentliche Vorteil der Sexualität in der genetischen Rekombination liege, die eine ungeheure genetische Vielfalt erzeuge¹⁴. Umgekehrt sei die genetische Rekombination die Voraussetzung für das Entstehen komplexer Lebensformen auf der Erde gewesen¹⁵.

Allerdings erklärt dies noch nicht, warum es bei höheren Tierarten keine Hermaphroditenpopulationen gibt. Es wäre für die Evolution viel einfacher

gewesen, pro Art nur ein gemeinsames Geschlecht (mit beiden Fortpflanzungsfunktionen) zu konstruieren, so dass sich jedes Individuum mit jedem anderen paaren und jedes dann auch Nachkommen hinterlassen kann. Hermaphroditenpopulationen sind bezüglich der Zahl ihrer potenziellen Nachkommen (*quantitativ*) viel leistungsfähiger als getrenntgeschlechtliche (Männchen/Weibchen) Populationen, trotzdem haben sie sich bei höheren Tierarten nicht durchsetzen können.

Den eigentlichen Grund für die Geschlechterdifferenzierung haben die Soziobiologen längst sicher ermitteln können, nämlich die grundsätzlich unterschiedliche Fruchtbarkeit von männlich versus weiblich¹⁶.

Diese simple Tatsache steht am Anfang jeder geschlechtlichen Differenzierung und sie führt zu einer folgenreichen und soziokulturell höchst dynamischen Angebots-Nachfrage-Asymmetrie auf dem Markt sexueller Transaktionen: Die Pro-Kopf-Investitionen in Fortpflanzung ist zwischen den Geschlechtern grundverschieden.

Anders gesagt: Männer könnten potenziell 100x so viele Nachkommen wie Frauen haben, allerdings auch nur dann, wenn die von ihnen erbrachten Elterninvestments pro Kind deutlich geringer sind als bei den Frauen.

Während der gesamten Geschichte der Menschheit hatten reiche oder mit Macht ausgestattete Männer eine größere Zahl an Sexualpartnerinnen und setzten auch mehr Kinder in die Welt als Männer mit einem niedrigeren Sozialstatus¹⁷. Diese Aussage konnte in zahlreichen Untersuchungen mit unterschiedlichen Gesellschaftsformen (vormoderne Bauerngesellschaften, Wildbeuter etc.) bestätigt werden^{18 19}. Beispielsweise konnte bei den matriarchalisch organisierten südamerikanischen Yanomami beobachtet werden, dass Häuptlinge im Durchschnitt mit mehr Frauen verheiratet sind als Nichthäuptlinge, und dass die Häuptlingsfrauen im Mittel besonders fruchtbar sind²⁰. Würden die Yanomami dagegen erwarten, dass sich Frauen und Männer die Familienarbeit pro Kind paritätisch teilen, dann hätten Häuptlinge besonders viel Familienarbeit zu leisten, und zwar sogar deutlich mehr als ihre Frauen, denn sie haben die meisten Kinder.

Auch in modernen menschlichen Gesellschaften lässt sich nachweisen: Nichts steigert die Attraktivität eines Mannes gegenüber dem anderen Geschlecht so sehr wie der soziale Status beziehungsweise der berufliche Erfolg²¹. Diese Präferenzen sind weltweit in allen Kulturen so einheitlich anzutreffen, dass einige Autoren dafür biologische Ursachen vermuten²².

Die viel höhere potenzielle Fruchtbarkeit des männlichen Geschlechts in Kombination mit dem weiblichen Partnerwahlverhalten (im Tierreich meist anhand sogenannter Fitnessindikatoren) führt nun aber zu einer deutlich beschleunigten Verbreitung von (insbesondere sozial nutzbaren) Erfolgsmerkmalen innerhalb einer Population. Viele Männer werden dann keine oder nur sehr wenige Nachkommen haben, andere dafür vergleichsweise viele. Getrenntgeschlechtliche Populationen sind also Hermaphroditen in der Reproduktion zwar *quantitativ unterlegen*, doch *qualitativ überlegen*: dies ist letztlich ihr entscheidender Vorteil, wie im folgenden Abschnitt noch einmal anhand eines Beispiel verdeutlicht werden soll. Aus diesem Grund haben sie sich bei höheren Tierarten vollständig durchgesetzt.

⁷ De Beauvoir, Simone (2000): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt, S. 28

⁸ De Beauvoir, Simone (2000): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt, S. 33

⁹ Schwarzer, Alice (2007): Die Antwort. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 41

¹⁰ Schwarzer, Alice (2007): Die Antwort. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 168

¹¹ Butler, Judith (2007): Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp

¹² Dies ist eigentlich überhaupt nicht nötig, da die gleichheitsfeministische These bereits durch das David Reimer-Experiment (John/Joan-Fall) widerlegt wurde. Über diesen schrieb Alice Schwarzer noch in der 2002-Ausgabe des "kleinen Unterschieds" (Schwarzer, Alice (2002): Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frankfurt: Fischer Taschenbuch, S. 240f.):

"Zu den wenigen Ausnahmen, die nicht manipulieren, sondern dem aufklärenden Auftrag der Forschung gerecht werden, gehören Wissenschaftler wie der Psychologe Prof. John Money und die Psychiaterin Anke A. Ehrhardt, die sich in Forschung und klinischer Beobachtung intensiv mit der Frage der Geschlechtsidentität befassen. Ihre These: Die Geschlechtsidentität, Weiblichkeit und Männlichkeit, ist nicht eine biologische Identität, sondern eine psychische. Um es mit Simone de Beauvoir zu sagen: 'Man kommt nicht als Frau auf die Welt, man wird dazu gemacht.' Die Amerikaner ziterien in ihrer umfassenden wissenschaftlichen Analyse 'Männlich Weiblich' unter anderem fol-

genden frappierenden Fall: Im siebten Monat wurde einem Teil eines eineiigen männlichen Zwillingspaars bei der in den USA üblichen Beschneidung der Vorhaut versehentlich der Penis ganz weggebrannt. Die Eltern, ein junges Paar vom Land, sind verzweifelt und folgen zehn Monate später dem Rat eines Chirurgen, den Jungen ohne Penis einfach als Mädchen zu erziehen (wohl in der realistischen Einschätzung, dass in unserer Gesellschaft ein Mann ohne Penis kein Mann ist ...). Die Mutter beginnt, das Kind anders zu kleiden, zu frisieren und zu behandeln als seinen Zwilling Bruder. Sie erstatten den Ärzten regelmäßig Bericht über die Entwicklung und ihre Erziehungsmaßnahmen. Die Mutter ermutigt systematisch die Eitelkeit des Kindes, schenkt ihm Schmuck und Schleifen, erzieht es verstärkt zu Sauberkeit und Ordnung. 'Mit viereinhalb', berichtet sie, 'war sie bereits viel ordentlicher als ihr Bruder. Sie ist auch mehr darauf bedacht, dass ich sie wasche. Ich habe noch nie ein so ordentliches und eitles kleines Mädchen gesehen.' Eines Tages macht das zum Mädchen erzogene Kind im Stehen Pipi - so wie es viele kleine Mädchen mal tun. Prompt wird es gerügt, wird ihm beigebracht, dass es sich zu setzen hat: 'So etwas tut ein kleines Mädchen nicht!' - Gleichzeitig werden bei dem Bruder ähnliche Verhaltensweisen ermutigt. Als er einmal im Vorgarten im Stehen auf die Blumen pinkelt, muss seine Mutter 'über den Streich lachen'. Zunehmend imitiert der Junge den Vater, das Mädchen die Mutter. Der Bruder klatscht der Schwester auf den Po (so wie er es bei Vater und Mutter sieht), will später mal Feuerwehrmann oder Polizist werden und wünscht sich zu Weihnachten eine Garage mit Autos. Die Schwester wünscht sich eine Puppe. Die Mutter möchte, dass später beide studieren, 'der Junge aber auf jeden Fall, denn er ist ja ein Mann und da ist das doch besonders wichtig, weil er ein Leben lang verdienen muss.' Das 'Mädchen' wird einer kontinuierlichen Hormonbehandlung unterzogen, und nach der Pubertät wird man ihm eine künstliche Scheide einsetzen. Sie wird dann eine 'normale' Frau sein - nur gebären kann sie nicht. Und die Gebärfähigkeit ist auch der einzige Unterschied, der zwischen Mann und Frau bleibt. Alles andere ist künstlich aufgesetzt, ist eine Frage der geformten seelischen Identität."

Der berichtete Fall gilt Gleichheitsfeministinnen als der vielleicht wichtigste Beleg für ihre Thesen zur Geschlechtsidentität. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der 2002-Ausgabe des "kleinen Unterschieds" lebte John/Joan Reimer aber bereits seit mehr als 20 Jahren wieder als Mann und nannte sich David. Zwei Jahre später beging er Selbstmord, zwei Jahre nach seinem Zwilling Bruder. (http://de.wikipedia.org/wiki/David_Reimer)

¹³ Vergleiche dazu auch Bischof-Köhler, Doris (2010): Von Natur aus anders. Zur Entstehung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern. In: Fischer, E. P./Wiegand K. (Hrsg.): Evolution und Kultur des Menschen. Frankfurt: S. Fischer, S. 304-339. Die Au-

torin zeigt darin u. a. auf, welche negative Folgen die dominierende, politisch korrekte "soziologistische" (S. 304) Position für die Sozialisation von Jungen bereits hatte, die (S. 307) "sich auf ihre Weise zur Wehr [setzen], nämlich meist lautstark, und nicht selten, indem sie sich schlicht verweigern." Entsprechend mahnt sie an (S. 307): "Nun dürfen diese Ausführungen nicht dahin gehend missverstanden werden, mit der traditionellen Rollenaufteilung sei alles in Ordnung. Handlungsbedarf ist auf jeden Fall gegeben. Aber zu alledem hat die Biologie etwas zu sagen, und wenn man sie nicht geradezu programmatisch aus dem Diskurs aussparen würde, dann hätte man vielleicht mehr Erfolg mit der Abänderung von Geschlechtsrollen, wo immer sie sich als kontraproduktiv erweisen."

- ¹⁴ Wuketits, Franz M. (2005): *Evolution. Die Entwicklung des Lebens*. München: C. H. Beck, S. 55ff.
- ¹⁵ Eigen, Manfred (1987): *Stufen zum Leben. Die frühe Evolution im Visier der Molekularbiologie*, München: Piper, S. 114
- ¹⁶ Voland, Eckart (2007): *Die Natur des Menschen. Grundkurs Soziobiologie*. München: C. H. Beck, S. 49
- ¹⁷ Betzig, Laura L. (1986): *Despotism and Differential Reproduction. A Darwinian View of History*. New York: Aldine Publishing Company
- ¹⁸ Voland, Eckart (2000): *Grundriss der Soziobiologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 89f.
- ¹⁹ Hopcroft, Rosemary L. (2006): Sex, status, and reproductive success in the contemporary United States, in: *Evolution and Human Behaviour*, 27, 104-112
- ²⁰ Voland, Eckart (2000): *Grundriss der Soziobiologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 89
- ²¹ Weber, Thomas P. (2003): *Soziobiologie*. Frankfurt: S. Fischer, S. 77
- ²² Kanazawa, Satoshi (2003): Can evolutionary psychology explain reproductive behavior in the contemporary United States? in: *Sociological Quarterly*, 44, 291-301

3 Genetische Erfolgsmerkmale

In diesem Zusammenhang fällt zunächst auf, dass Männer häufiger von genetischen Mutationen betroffen sind als Frauen, was möglicherweise auf die männliche XY-Chromosomen-Asymmetrie zurückzuführen ist²³. Beispielsweise sind sechs von sieben Inselbegabten (Savants) Männer. Der Savant Kim Peek, der das Vorbild für die Figur des autistischen Raymond Babbitt im 1988 erschienenen Film *Rain Man* war, verfügte zwar über außergewöhnliche geistige Fähigkeiten, die sich auf ein gegenüber Vergleichspersonen völlig anders strukturiertes Gehirn zurückführen lassen, gleichzeitig war er aber auch geistig behindert. Die meisten Mutationen dieser Art wirken sich nämlich in der Summe eher ungünstig aus. Dennoch kann der Natur dabei gelegentlich ein "Volltreffer" gelingen. So behauptet der Hirnforscher Michael Fitzgerald etwa, selbst bei Genies wie Einstein, Newton, Beethoven oder Mozart habe eine mehr oder weniger starke Ausprägung von Autismus vorgelegen.

Stellen wir uns nun in einem Gedankenexperiment vor, ein Mensch habe durch eine genetische Mutation die Gabe erhalten, durch zehninütiges, äußerst konzentriertes Handauflegen Krebs zu heilen. Die Mutation wäre erblich, sodass im Mittel 50 Prozent seiner Nachkommen über die gleichen Fähigkeiten verfügten. Zu beachten ist: Es handelt sich hierbei um ein Merkmal, welches ausschließlich *sozial nutzbar* ist, in der freien Natur (im Rahmen der *natürlichen Selektion*) aber keine unmittelbaren Vorteile bietet.

Wir können drei Fälle unterscheiden:

- *Die Person ist eine Frau.*

Vermutlich würde die Frau ihre Bestimmung darin sehen, möglichst viele Krebskranke zu heilen. Sie würde zwar viel Geld verdienen, aber kaum Zeit für eigene Kinder haben. Gegebenenfalls würde sie kinderlos bleiben. In der nächsten Generation wäre die genetische Mutation wahrscheinlich bereits wieder verschwunden.

- *Die Person ist ein Mann in einer patriarchalischen Gesellschaft.*

Der Mann würde ebenfalls seine Bestimmung darin sehen, möglichst viele Krebskranke zu heilen. Er würde viel Geld verdienen, eine Ehefrau, viele Freundinnen und viele Kinder haben. In der nächsten Genera-

tion gäbe es wahrscheinlich bereits fünf oder mehr Menschen mit der gleichen genetischen Mutation.

- *Die Person ist ein Mann in einer gleichberechtigten Gesellschaft.*

Der Mann würde gleichfalls seine Bestimmung darin sehen, möglichst viele Krebskranke zu heilen. Er würde zwar viel Geld verdienen, aber kaum Zeit für eigene Kinder haben, da er für jedes Kind die Hälfte der Familienarbeit zu leisten hätte. Gegebenenfalls würde er kinderlos bleiben. In der nächsten Generation wäre die genetische Mutation wahrscheinlich bereits wieder verschwunden.

Während die Natur also dem weiblichen Teil den Hauptteil der Fortpflanzungsarbeit zugewiesen hat, ist eine Hauptaufgabe des männlichen Geschlechts, die Evolution zu beschleunigen und für eine möglichst rasche Anpassung an den Lebensraum zu sorgen²⁴, das heißt, die Evolutionsfähigkeit zu verbessern²⁵. Es ist folglich von Vorteil, wenn das männliche Geschlecht stärker von Mutationen betroffen ist, denn dann können ungünstige Mutationen leichter "eliminiert" und günstige gefördert werden, und zwar alles auf ganz natürliche Weise^{26 27}. Möglicherweise ist sogar ein Großteil des menschlichen Intellekts auf genau diese Weise entstanden²⁸. Insgesamt ist das männliche Geschlecht so etwas wie ein "Turbolader" der Evolution, denn es unterliegt aufgrund der aus seiner Sicht knappen weiblichen Ressourcen einem erhöhten Selektionsdruck, und zwar selbst dann, wenn der Lebensraum nicht begrenzt ist.

Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Sexualität eine neue Wettbewerbskommunikation hervorgebracht hat, die sogenannte *Gefallen-wollen-Kommunikation*²⁹, bei der die Verteilung der Ressourcen aus der Sicht der aktuellen Ressourcenbesitzer erfolgt (*Recht des Besitzenden*). Davor ging es in der Natur ausschließlich *dominant* zu: Fressen und gefressen werden, d. h. die Ressourcenverteilung erfolgte aus der Sicht derjenigen, die an den Ressourcen interessiert waren (*Recht des Stärkeren*). Doch spätestens mit der sexuellen Selektion mussten die Männchen lernen, den Weibchen zu gefallen, um von ihnen erhört zu werden ("mein Bauch gehört mir"). Die Sexualität hat also letztlich unser modernes Leben erst möglich gemacht: Alle modernen Märkte, und selbst Zivilisation und Demokratie³⁰ basieren maßgeblich auf der sich aus der sexuellen Selektion ableitenden *Gefallen-wollen-Kommunikation (Recht des Besitzenden)*.

Den beiden Geschlechtern kommen also bereits aus biologischen Gründen unterschiedliche Aufgaben zu. Nivellierte man die Lebensentwürfe beider

Geschlechter, entfielen der eigentliche Sinn des männlichen Geschlechts. Möglicherweise ist die zunehmende Orientierungslosigkeit der männlichen Jugend bereits Ausdruck dieser Entwicklung. Mittlerweile wünschen sich Frauen in Deutschland durchschnittlich nur noch 1,75 Kinder, Männer sogar nur 1,59³¹. Ein solches Resultat ist alarmierend, denn der männliche Kinderwunsch müsste aus biologischen Gründen (aufgrund der bereits erwähnten "Angebots-Nachfrage-Asymmetrie auf dem Markt sexueller Transaktionen", die die Basis des biologischen Vorteils getrenntgeschlechtlicher Populationen ist) stets höher sein als der weibliche. Offenbar wurden die spezifischen männlichen Fortpflanzungsinteressen in den Gesellschaftswissenschaften und der Familienpolitik bislang nicht ausreichend evaluiert und berücksichtigt.

Es kann heute kein Zweifel mehr daran bestehen, dass ein nennenswerter Teil des menschlichen Denkens, Fühlens und Verhaltens eine biologische Basis besitzt, die im Überlebenskampf während der Menschwerdung und in sozialen Kontexten entstanden ist³². Auch bei der Intelligenz kann von einer erheblichen erblichen Komponente ausgegangen werden, wie die Zwillings- und Adoptionsforschung belegt^{33 34 35 36}. Ferner scheint hier das Gleiche zu gelten, was bereits bei der Geschlechterverteilung von Inselbegabten festgestellt wurde: die Varianz der Intelligenzverteilung bei Männern ist deutlich höher als bei Frauen^{37 38 39 40}. Beispielsweise ergab ein Test unter 2.500 Geschwistern, dass sich unter den "klügsten" und "dümmeren" zwei Prozent einer Bevölkerung offenbar doppelt so viele Männer wie Frauen befinden⁴¹. Gemäß anderen Untersuchungen^{42 43} haben doppelt so viele Männer wie Frauen einen IQ oberhalb von 125 Punkten. Ab einem IQ von 155 kommt auf 5,5 Männer nur noch eine Frau⁴⁴.

In modernen menschlichen Gesellschaften korreliert der IQ mit Bildungsniveau und beruflichem Erfolg. Beruflicher Erfolg geht meist mit dem Erreichen verantwortungsvoller Positionen einher, wofür aber wiederum ein besonders starkes persönliches Engagement und das Einbringen umfangreicher zeitlicher Ressourcen erforderlich ist. Dies hat dann aber zwangsläufig zur Konsequenz, dass beruflicher Erfolg einem hohen Engagement bei anderen sozialen Aufgaben eher im Wege steht, was auch für die Familienarbeit gilt.

Und genau hier kommt nun das Problem der weiblichen Emanzipation ins Spiel. Wenn sowohl die berufliche Karriere als auch die Familienarbeit mit hohen zeitlichen Aufwänden und damit mit jeweils hohen Opportunitätskosten verbunden sind, und beide Geschlechter beide Aufgaben anteilmäßig

gleich erfüllen sollen, dann wird im statistischen Mittel eine bessere Ausbildung und darauf aufbauend eine größere berufliche Verantwortung immer mit einer geringeren Kinderzahl korrelieren. Daran werden Maßnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nichts Entscheidendes ändern können.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass sich mit einem Fortschreiten der weiblichen Emanzipation und insbesondere einer weiteren Steigerung der Frauenerwerbsquote die Verhältnisse für Frauen und Männer immer stärker angleichen werden, da es dann selbst für beruflich erfolgreiche Männer immer schwerer werden dürfte, eine adäquate Lebensgefährtin zu finden, die bereit ist, für die Gründung einer größeren Familie für eine längere Zeit auf ihren Beruf zu verzichten. Dafür sprechen allein schon die festgestellte Bildungshomogamie bei Paaren⁴⁵ und IQ-Korrelation bei Ehepaaren⁴⁶. Ferner dürften größere Familien aufgrund der geltenden Scheidungsgesetze und Unterhaltsregelungen für über ein ausreichendes Einkommen verfügende Männer per se an Attraktivität verloren haben. Und schließlich übertragen sich die hohen Opportunitätskosten von Kindern bei einer gesellschaftsweit angestrebten paritätischen Aufteilung der Familienarbeit unmittelbar auch auf die Männer. Obwohl Männer oftmals bis ins hohe Alter fortpflanzungsfähig sind, entsteht dann für beide Geschlechter eine maximal 25-jährige "Rushhour des Lebens"⁴⁷, in der sowohl die Karriere aufgebaut als auch die Familie gegründet werden muss.

Man kann mit einfachen Modellen zeigen, dass es unter solchen Verhältnissen zwangsläufig zu einem langfristigen Nachlassen der durchschnittlichen Intelligenz der Bevölkerung (und damit von aktuellen Erfolgsmerkmalen) kommen muss, wobei der männlichen – und nicht der weiblichen – Fertilität eine herausragende Bedeutung zukommt⁴⁸. Und in der Tat ist in den meisten entwickelten Ländern seit Ende der 1990er Jahre ein Absinken des durchschnittlichen IQs der Bevölkerung feststellbar^{49 50 51}. Da IQ-Verluste auch mit Wohlstandsverlusten und erhöhter Arbeitslosigkeit einherzugehen scheinen⁵² – ein Zusammenhang, der auch innerhalb Deutschlands nachweisbar ist –, dürfte dies zu einer signifikanten Verletzung der Generationengerechtigkeit führen⁵³.

Auf Basis des Prinzips der natürlichen Selektion der Evolutionstheorie könnte man geneigt sein zu fordern, in menschlichen Gesellschaften müsse sozialer Erfolg mit Reproduktionserfolg korrelieren. Eine solche Forderung gilt aber allgemein als sozialdarwinistisch⁵⁴. Allerdings lässt sich argumentieren, dass die Evolution des Lebens nicht durch das Prinzip der natürlichen

Selektion, sondern primär durch die Reproduktionsinteressen von Individuen vorangetrieben wird⁵⁵. Daraus ließe sich dann aber ableiten, dass sozialer Erfolg nicht zu einer prinzipiellen und statistisch nachweisbaren Reduzierung des Fortpflanzungsinteresses (bzw. Kinderwunsches) führen darf. Eine entsprechende Forderung scheint regelrecht ethisch geboten zu sein, denn es ist den Menschen nicht zumutbar, sich einerseits um sozialen Erfolg zu bemühen, dafür dann allerdings den Preis eines statistisch signifikant niedrigeren Fortpflanzungsinteresses zahlen zu müssen. Moderne Industriegesellschaften erfüllen diese Forderung üblicherweise nicht⁵⁶, und zwar aus den in diesem Artikel genannten ökonomischen und organisatorischen Gründen.

Nun lassen sich die Zusammenhänge dieses Abschnittes naturgemäß nicht "beweisen". Beweisen kann man nur in der Mathematik. Sie aber kaum begründet als nicht existent abzutun, könnte sich für die nächste Generation als fatal erweisen. Auch hat ein Hinweis auf biologische Zusammenhänge nichts mit einer Ablehnung von gezielten Fördermaßnahmen für sozial benachteiligte Schichten zu tun. Im Gegenteil: Damit diese gefördert werden können, muss es vor allem eine ausreichende Zahl an Menschen geben, die andere fördern können und nicht selbst auf Förderung angewiesen sind.

²³ Zechner, U./Wilda, M./Kehrer-Sawatzki, H./Vogel, W./Fundele, R./Hameister, H. (2001): A high density of X-linked genes for general cognitive ability: a run-away process shaping human evolution? in: Trends Genet 17, 697-701

²⁴ Zechner, U./Wilda, M./Kehrer-Sawatzki, H./Vogel, W./Fundele, R./Hameister, H. (2001): A high density of X-linked genes for general cognitive ability: a run-away process shaping human evolution? in: Trends Genet 17, 697-701

²⁵ Malsburg, Christoph von der (1987): Ist die Evolution blind? In: Küppers, Bernd-Olaf (Hrsg.): Ordnung aus dem Chaos: Prinzipien der Selbstorganisation und Evolution des Lebens. München: Piper, S. 269-279

²⁶ Mithilfe eines separaten männlichen Geschlechts kann somit das Mutationsfenster der Art (innerhalb derer die Art lebensfähig bleibt) weiter ausgeschöpft werden, allerdings auch nur dann, wenn die Männchen stärker von Mutationen betroffen sind als die Weibchen und sie den deutlich höheren potenziellen Fortpflanzungserfolg besitzen.

- ²⁷ Karl Olsberg führt dazu aus: "Man kann den Zusammenhang zwischen Mutationsrate und Evolutionsfortschritt mathematisch analysieren. Dies haben Ingo Rechenberg (...) und seine Mitarbeiter schon in den siebziger Jahren getan. (...) In vielen Fällen ist die Mutationsrate optimal, wenn 20 Prozent der Nachkommen besser an die Umwelt angepasst sind als ihre Eltern, 80 Prozent jedoch schlechter. (...) Der Grund liegt darin, dass es einen mathematischen Zusammenhang zwischen der Schrittweite der Mutationen und dem Anteil 'schlechter' Mutationen gibt. Man kann also die Schrittweite nur vergrößern, wenn man einen höheren Anteil nachteiliger Mutationen in Kauf nimmt." (Olsberg, Karl (2010): *Schöpfung außer Kontrolle: Wie die Technik uns benutzt*. Berlin: Aufbau Verlag, S. 56f.) Eine optimierte Lösung in der Hinsicht stellt offenkundig die Getrenntgeschlechtlichkeit dar: Männlich = hohe Mutationsschrittweite + Selektion, weiblich = niedrige Schrittweite.
- ²⁸ Miller, Geoffrey F. (2001): *Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- ²⁹ Mersch, Peter (2008): *Evolution, Zivilisation und Verschwendung. Über den Ursprung von Allem*. Norderstedt: Books on Demand, S. 21ff.
- ³⁰ Mersch, Peter (2008): *Evolution, Zivilisation und Verschwendung. Über den Ursprung von Allem*. Norderstedt: Books on Demand, S. 249ff.
- ³¹ Robert Bosch Stiftung (2006): *Bosch-Studie. Kinderwunsch höher als Geburtenrate*, 28.06.2006, In: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/8214.asp>
- ³² Eibl-Eibesfeldt, Irenäus (2004): *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriss der Humanethologie*. München: Piper
- ³³ Borkenau, Peter (1993): *Anlage und Umwelt. Eine Einführung in die Verhaltensgenetik*. Göttingen: Hogrefe
- ³⁴ Riemann, Rainer/Spinath, Frank M. (2005): *Genetik und Persönlichkeit*; In: Hennig, Jürgen und Netter, Petra (Hrsg.): *Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit*, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 616ff.
- ³⁵ Shaffer, David R./Kipp, Katherine (2007): *Developmental Psychology. Childhood and Adolescence*. Belmont: Thomson Wadsworth, S. 105ff.
- ³⁶ Roth, Gerhard (2003): *Aus Sicht des Gehirns*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 110ff.

-
- ³⁷ Deary IJ/ Irwing P/ Der G/ Bates TC (2007): Brother-sister differences in the g factor in intelligence: analysis of full, opposite-sex siblings from the NLSY1979, in: *Intelligence* 35, 451-456
- ³⁸ Zechner, U./Wilda, M./Kehrer-Sawatzki, H./Vogel, W./Fundele, R./Hameister, H. (2001): A high density of X-linked genes for general cognitive ability: a run-away process shaping human evolution? in: *Trends Genet* 17, 697-701
- ³⁹ Myers, David G. (2010): *Psychology*. New York: Worth Publishers, S. 431-434
- ⁴⁰ Ein Grund dürfte in der unterschiedlichen Chromosomenausstattung der Geschlechter liegen: Männer haben nur ein X-Chromosom (und ein vernachlässigbares Y-Chromosom), Frauen dagegen zwei, von denen jedoch eins inaktiv ist. Bei Menschen und den höheren Säugetieren (Plazentatiere) wird die bleibende Auswahl des zu inaktivierenden X-Chromosoms in den Zellen des Embryos zufällig und in jeder Zelle eigenständig getroffen. Diese Art der Auswahl wird als Vorteil angesehen, da so im weiblichen Organismus bei einer schädlichen Mutation auf einem der X-Chromosomen diese nur in etwa der Hälfte der Zellen zum Tragen kommt und die gesunden Zellen dies in vielen Fällen weitgehend ausgleichen können. Sie führt aber auch dazu, dass bei Frauen weniger häufig "extreme" IQ-Werte gemessen werden. <http://de.wikipedia.org/wiki/X-Inaktivierung>
- ⁴¹ Deary IJ/ Irwing P/ Der G/ Bates TC (2007): Brother-sister differences in the g factor in intelligence: analysis of full, opposite-sex siblings from the NLSY1979, in: *Intelligence* 35, 451-456
- ⁴² Irwing, Paul/Lynn, Richard (2005): Sex differences in means and variability on the progressive matrices in university students: A meta-analysis, in: *British Journal of Psychology*, 96, 505-524
- ⁴³ Lynn, Richard/Irwing, Paul (2004): Sex differences on the Progressive Matrices: a meta-analysis, in: *Intelligence*, 32, 481-498
- ⁴⁴ sueddeutsche.de (2005): Also doch: Männer sind intelligenter als Frauen. 26.08.2005, In: <http://www.sueddeutsche.de/panorama/558/375367/text/>
- ⁴⁵ Eggen, Bernd/Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 56

- ⁴⁶ Bouchard TJ/McGue M (1981): Familial studies of intelligence. A review, in: Science, 212, 1055-1059
- ⁴⁷ Bertram, Hans/Rösler, Wiebke/Ehlert, Nancy (2005): Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- ⁴⁸ Mersch, Peter (2007): Die Emanzipation - ein Irrtum! Warum die Angleichung der Geschlechter unsere Gesellschaft restlos ruinieren wird. Norderstedt: Books on Demand, S. 94ff.
- ⁴⁹ Sundet, J. M./Barlaug, D. G./Torjussen, T. M. (2004): The end of the Flynn effect? A study of secular trends in mean intelligence test scores of Norwegian conscripts during half a century, In: Intelligence 32, S. 349-362
- ⁵⁰ Teasdale, Thomas W./Owen, David R. (2005): A long-term rise and recent decline in intelligence test performance. The Flynn Effect in reverse, In: Personality and Individual Differences 39(4), 837-843
- ⁵¹ wissenschaft.de (2005): Forscher schlagen Alarm. In den Industrieländern ist der IQ auf Talfahrt. 16.05.2005, In: <http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/hintergrund/253016.html>
- ⁵² Lynn, Richard/Vanhanen, Tatu (2002): IQ and the Wealth of Nations. Westport CT: Praeger Publishers
- ⁵³ Tremmel, Jörg (2005): Bevölkerungspolitik im Kontext ökologischer Generationengerechtigkeit. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, S. 98
- ⁵⁴ Vogel, Christian (2000): Anthropologische Spuren. Zur Natur des Menschen. Stuttgart: S. Hirzel, S. 183f.
- ⁵⁵ Mersch, Peter (2008): Evolution, Zivilisation und Verschwendung. Über den Ursprung von Allem. Norderstedt: Books on Demand, S. 59ff.
- ⁵⁶ Klein, Doreen (2006): Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland, in: BiB, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 11

4 Evolution durch Differenz

In der Vorstellung der *Systemischen Evolutionstheorie* (Systemic Theory of Evolution) geht es bei der Evolution letztlich um den Erhalt von Kompetenzen: Nur das, was seine Kompetenzen in Relation zum Lebensraum (einschließlich den Wettbewerbern aus der gleichen Population) bewahren kann, kann dauerhaft fortbestehen. Anders als die Darwinsche Evolutionstheorie (und ganz besonders die Theorie der egoistischen Gene) kennt sie keine Beschränkung auf genetische Kompetenzen. Während es gemäß den Hauptsätzen der Thermodynamik im Universum zu einem fortwährenden Informationsverlust kommt, handelt es sich in der Vorstellung der Systemischen Evolutionstheorie bei Evolution um einen informationsgewinnenden (abgeschwächt: informationserhaltenden bzw. Kompetenz erhaltenden) Prozess⁵⁷.

Auch Evolutionsakteure unterliegen den Gesetzen der Thermodynamik. Ohne weitere Maßnahmen würden sie ihre Kompetenzen gegenüber dem Lebensraum sukzessive verlieren. Sie können ihre Kompetenzen deshalb nur dann bewahren, wenn sie sie regelmäßig reproduzieren. Dafür benötigen sie Ressourcen aus ihrer Umwelt, um die sie ggf. mit anderen Akteuren konkurrieren.

Eine weitverbreitete Annahme der Physik ist, dass unser Universum ein abgeschlossenes System ist. Gemäß dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik würde es dann zwangsläufig einmal den sogenannten "Wärmetod" erleiden. Aufgrund der dann fehlenden Energiedifferenzen wäre in ihm weder eine Nutzung von Energie noch Leben möglich. Denn Leben und Evolution benötigen die Differenz.

Das zeigen auch die obigen Überlegungen zur evolutiven Bedeutung des männlichen Geschlechts: Gäbe es in der Natur nur Weibchen und Hermaphroditen, dann hätte sich wohl kein wirklich intelligentes Leben auf diesem Planeten entwickeln können. Getrenntgeschlechtliche Populationen sind – was die potenzielle Zahl ihrer Nachkommen angeht –, zwar Hermaphroditen- und eingeschlechtlichen Populationen gegenüber deutlich unterlegen, dafür ermöglichen sie jedoch – aufgrund von Selektionen im männlichen Geschlecht – eine wesentlich bessere Entfaltung von Kompetenzen, und darauf kommt es bei der Evolution schließlich an.

Alles Schöne, Bunte und Kreative scheint in der Natur auf die Differenz zurückzuführen zu sein. So haben beispielsweise die Vogel Männchen erst

aufgrund ihrer weitgehenden Entlastung von allen direkten Fortpflanzungsarbeiten und der hierdurch bewirkten Konkurrenz um Fortpflanzungspartner mit dem Singen angefangen. Und auch beim Menschen wurde das Gros der kulturellen Leistungen aus wohl ganz ähnlichen Gründen und zu allen Zeiten von Männern erbracht⁵⁸, während es bei der Kulturrezeption – also bei den Beobachtern kultureller Produktionen – stets ein deutliches weibliches Übergewicht gab. Alfred K. Tremml äußert deshalb die Vermutung, dass Kultur qua Hochkultur homolog wahrscheinlich in der sexuellen Selektion gründet⁵⁹.

Die *Systemische Evolutionstheorie* behauptet darüber hinaus, dass die in der Natur erstmalig im Rahmen der sexuellen Selektion zur Anwendung gekommene *Gefallen-wollen-Kommunikation (Recht des Besitzenden)*, die kommunikative Grundlage jeglicher Zivilisation ist^{60 61}. Sie basiert maßgeblich auf der Differenz zwischen den Ressourceninteressenten und den Ressourcenbesitzern, das heißt auf dem Unterschied.

⁵⁷ Vergleiche Schrödinger, Erwin (1989): Was ist Leben? Die lebende Zelle mit den Augen des Physikers betrachtet. München: Piper; Küppers, Bernd-Olaf (1990): Der Ursprung biologischer Information: Zur Naturphilosophie der Lebensentstehung. München: Piper; Küppers, Bernd-Olaf (Hrsg.) (1987): Leben = Physik + Chemie? Das Lebendige aus der Sicht bedeutender Physiker. München: Piper

⁵⁸ Vergleiche Tremml, Alfred K. (2010): Die Natur der Kultur, In: Gilgenmann, K./Mersch, P./Tremml, A. K. (Hrsg.): Kulturelle Vererbung: Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht, Norderstedt: Books on Demand, S. 11-26, S. 21: "Untersucht man ein großes Konversationslexikon, dann ergibt sich, dass etwa 85,5% der dort aufgeführten Kulturgrößen (Dichter, Philosophen, Erfinder, Komponisten, Künstler usw.) männlich und 14,5% weiblich sind."

⁵⁹ Tremml, Alfred K. (2010): Die Natur der Kultur, In: Gilgenmann, K./Mersch, P./Tremml, A. K. (Hrsg.): Kulturelle Vererbung: Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht, Norderstedt: Books on Demand, S. 20

⁶⁰ Mersch, Peter (2008): Evolution, Zivilisation und Verschwendung. Über den Ursprung von Allem. Norderstedt: Books on Demand, S. 327ff.

-
- ⁶¹ Mersch, Peter (2010): Systemische Evolutionstheorie und Gefallen-wollen-Kommunikation, In: Gilgenmann, K./Mersch, P./Tremel, A. K. (Hrsg.): Kulturelle Vererbung: Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht, Norderstedt: Books on Demand, S. 47-90

5 De-Evolution durch Gleichheitsfeminismus

Nun sind alle Vorarbeiten abgeschlossen, sodass ich zur eigentlichen Kernaussage des Artikels kommen kann:

- Eine weitestgehende Angleichung der Geschlechterrollen und -lebensentwürfe würde moderne Gesellschaften zunehmend ärmer und dümmere machen.

Dazu sollen zunächst noch einmal einige wesentliche, im Laufe des vorliegenden Artikels und in anderen Artikeln⁶² erarbeitete Fakten und Zusammenhänge zusammenfassend aufgelistet werden:

- Allgemeine Intelligenz ist zu ganz erheblichen Anteilen erblich^{63 64 65 66}.
- Es besteht eine enge Korrelation zwischen dem Wohlstand eines Landes und dem durchschnittlichen IQ seiner Bevölkerung⁶⁷.
- In modernen, "gleichberechtigten" Gesellschaften besteht ein negativer Zusammenhang zwischen Bildungs- beziehungsweise Intelligenzniveau und der Zahl an Nachkommen^{68 69 70}.
- Diese Relation wird unmittelbar durch die Angleichung der Lebensentwürfe der Geschlechter und die Auflösung geschlechtsspezifischer Rollen bewirkt⁷¹.
- Maßnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf können die negative Korrelation zwischen Bildungs- beziehungsweise Intelligenzniveau und der Zahl an Nachkommen weder umkehren noch aufheben⁷².

In klassischen patriarchalischen Gesellschaften strebten vorwiegend die Männer nach gesellschaftlichen Positionen oder beruflichem Erfolg. Hatte ein Mann schließlich eine gute und sichere berufliche Stellung erreicht, begann er meist bald an eine Familiengründung zu denken. Allerdings war er nun möglicherweise bereits ein wenig älter.

Ohne die in den letzten 200 Jahren erzielten Fortschritte in der Medizin und Hygiene mussten Frauen in der Vergangenheit stets eher vier bis sechs Kinder zur Welt bringen, damit der Fortbestand einer Familie gesichert war⁷³. Ein beruflich erfolgreicher, nun aber möglicherweise schon etwas reiferer Mann interessierte sich folglich bevorzugt für sehr junge Frauen, da diese ihm noch besonders viele Kinder schenken konnten.

Frauen wiederum bevorzugten in erster Linie wohlhabende beziehungsweise gut situierte Männer, denn in einer solchen Verbindung waren ihre ökonomische Versorgung und die ihrer Kinder möglichst gut gesichert^{74 75}. Aus gesellschaftlicher Sicht machte deshalb eine Ehe zwischen einem etwa 35-jährigen, beruflich erfolgreichen Mann und einer 15-jährigen Frau in höchstem Maße Sinn, denn hierdurch konnten besonders viele Erfolgsmerkmale an die nächste Generation weitergegeben werden⁷⁶. Auch erklärt sich hierdurch der biologische Sinn der oftmals bis ins hohe Alter reichenden Zeugungsfähigkeit von Männern⁷⁷.

Da Frauen aus der Konkurrenz um soziale und berufliche Positionen weitestgehend herausgehalten wurden, gab es für sie – anders als bei Männern – kaum objektiv bewertbare Erfolgsmerkmale, zumal sie im heiratsfähigen Alter meist auch noch zu jung waren, als dass sie sich im Leben bereits bewährt haben konnten. Männer wählten ihre Frauen deshalb ganz häufig nach Herkunft (Elternhaus) und/oder optischen Gesichtspunkten aus, zumal sie aus dem Aussehen der Partnerin ein wenig auf deren genetische Fitness schließen konnten⁷⁸.

Natürlich waren intelligente Männer gleichzeitig vor allem an intelligenten Frauen interessiert, denn aus den Nachkommen sollte ja mal etwas werden⁷⁹. Auch musste die Ehefrau gegebenenfalls einen größeren Haushalt führen und managen. Allerdings werden die folgenden Seiten zeigen, dass die geistige Weiterentwicklung einer patriarchalisch organisierten Population selbst dann möglich ist, wenn die Intelligenz der Frauen nicht mit der ihrer Partner korreliert.

Stellen wir uns dazu eine Population vor, deren Menschen über drei verschiedene Intelligenzniveaus verfügen: Hoch, mittel und niedrig, wobei jeweils genau ein Drittel (= 33,33 Prozent) der Männer und Frauen hoch, mittel oder niedrig intelligent sind. Hohe Intelligenz entspräche einem Intelligenzquotienten (IQ) von 130, mittlere einem IQ von 100 und niedrige einem von 70.

Ferner sei angenommen, ein Kind erbe mit einer jeweils 30-prozentigen Wahrscheinlichkeit entweder die Intelligenz des Vaters oder der Mutter. Mit einer 40-prozentigen Wahrscheinlichkeit erlange das Kind seine Intelligenz dagegen durch eine zufällige Mutation. Es habe dann anteilmäßig eine beliebige sonstige Intelligenz. Mit anderen Worten: Mit einer weiteren 13,33-prozentigen Wahrscheinlichkeit sei das Kind aufgrund einer Mutation hoch-, mittel- oder niedrigintelligent.

Für unsere fiktive patriarchalische Gesellschaft stellen wir uns nun weiter vor, Männer wählten aus der Gesamtheit der Frauen eine Partnerin aus, ohne deren geistige Kompetenzen vorher zu kennen. Da sich in unserem Modell die individuelle Fertilität einer Frau ausschließlich an den ökonomischen Möglichkeiten ihres Ehemannes orientiert, der berufliche Erfolg von Männern aber in keinem Zusammenhang zu den geistigen Kompetenzen ihrer Ehefrauen steht, würden folglich Frauen mit hoher, mittlerer und niedriger Intelligenz durchschnittlich gleich viele Kinder pro Person in die Welt setzen, beispielsweise genau zwei.

Bei den Männern sähe das etwas anders aus. Intelligente und damit häufig beruflich erfolgreiche Männer könnten sich mehr Kinder als andere Männer leisten. Sie würden durchschnittlich 2,2 Kinder pro Person haben. Männer mit mittlerer Intelligenz kämen durchschnittlich auf zwei Kinder pro Kopf und Männer mit niedriger Intelligenz lediglich auf 1,8⁸⁰.

Die nächste Generation hätte dann die folgende Intelligenzverteilung:

Intelligenz	Verteilung bei Kindern
Hoch	34,33 Prozent
Mittel	33,33 Prozent
Niedrig	32,33 Prozent

Abbildung 1: Intelligenzverteilung nächste Generation: Patriarchalische Gesellschaft

Mit anderen Worten: Die nächste Generation wäre durchschnittlich intelligenter als die vorangegangene. Hatte die Elterngeneration noch einen durchschnittlichen IQ von 100, so ist dieser bei der Folgegeneration bereits auf 100,6 angestiegen.

In modernen, der Gleichberechtigung der Geschlechter unterliegenden Gesellschaften streben sowohl Männer als auch Frauen nach gesellschaftlichen Positionen oder beruflichem Erfolg. Haben sie schließlich eine gute und sichere berufliche Stellung erreicht, können sie an eine Familiengründung denken. Meist sind beide Partner dann aber schon ein wenig älter⁸¹.

Aufgrund der hohen Opportunitätskosten von Kindern bekommen Frauen dann umso weniger Kinder, je beruflich qualifizierter sie sind, denn für sie steht ja bei einer Familiengründung beruflich und finanziell am meisten auf dem Spiel. Außerdem haben sie dann meist besonders wenig Zeit für

Familienarbeit. Denn gerade karriereorientierte Frauen müssen in qualifizierten Berufen gleich viel in ihre Ausbildung und ihre Arbeit investieren, wie kinderlose Frauen oder Männer. Sie konkurrieren also direkt mit anderen, die durch keinerlei Familienarbeit in der Ausübung ihres Berufes eingeschränkt sind. Dies gilt selbst dann, wenn sich beide Elternteile die Familienarbeit paritätisch teilen, und eine optimale Betreuungsinfrastruktur vorhanden ist. In diesem Fall würden sich auch für die beteiligten Männer nennenswerte Opportunitätskosten für weitere Kinder einstellen, da die Familienarbeit sie genauso wie ihre Frauen am Ausbau ihrer Karriere hindern würde.

All diese Zusammenhänge sind empirisch und theoretisch sehr gut abgesichert.

Stellen wir uns nun als Alternative zu unserer obigen patriarchalischen Population eine "gleichberechtigte" Gesellschaft vor, bei der die Frauen umso weniger Kinder bekommen, je qualifizierter sie sind. Wir nehmen also zum Beispiel an, Frauen mit hoher Intelligenz würden durchschnittlich 1,8 Kinder pro Person haben, Frauen mit mittlerer Intelligenz zwei, und Frauen mit niedriger Intelligenz immerhin 2,2.

Das generative Verhalten der Bevölkerung orientierte sich nun also sehr stark am sozialen Erfolg der Frauen. In patriarchalischen Gesellschaften war das – wie wir gesehen haben – genau umgekehrt.

Für die Männer kämen unter solchen Bedingungen zwei unterschiedliche generative Verhaltensweisen in Betracht. In einem ersten Modell würden sie sich unabhängig von ihrer Intelligenz mit einer beliebig intelligenten Partnerin verbinden und dann im Durchschnitt zwei Kinder pro Person haben. Und in einem zweiten Modell würden sie sich bevorzugt mit gleich qualifizierten Frauen verbinden und dann natürlich genauso viele Kinder wie ihre Partnerinnen haben⁸². Aber auch ganz unabhängig davon, wären bei einer sehr starken Geschlechterangleichung Männer ganz ähnlich zu betrachten wie Frauen. Konkret hieße das: Männer mit hoher Intelligenz hätten dann 1,8 Kinder pro Person, Männer mit mittlerer Intelligenz zwei und Männer mit niedriger Intelligenz 2,2.

In der nächsten Generation stellten sich dann die beiden folgenden Intelligenzverteilungen ein:

Intelligenz	Verteilung bei Kindern
Hoch	32,33 Prozent
Mittel	33,33 Prozent
Niedrig	34,33 Prozent

Abbildung 2: Intelligenzverteilung nächste Generation: Gleichberechtigung der Geschlechter

Intelligenz	Verteilung bei Kindern
Hoch	31,33 Prozent
Mittel	33,33 Prozent
Niedrig	35,33 Prozent

Abbildung 3: Intelligenzverteilung nächste Generation: Gleichberechtigung + Bildungshomogamie

Mit anderen Worten: Der Anteil der Personen mit niedriger Intelligenz nähme in beiden Modellvarianten mit Gleichberechtigung der Geschlechter von Generation zu Generation zu, während immer weniger Menschen über eine hohe Intelligenz verfügen. Bei einer angenommenen Bildungshomogamie bei Paaren oder IQ-Korrelation unter Ehepaaren, aber auch einer starken Angleichung der Geschlechter, wäre diese Entwicklung ganz besonders markant.

Umgerechnet in IQs ergäbe sich das folgende Bild: In der ersten Modellvariante hätte die nächste Generation einen durchschnittlichen IQ von 99,4, bei der zweiten (realistischeren) Modellvariante sogar nur noch einen von 98,8.

Ein typischer Einwand könnte lauten: Die Intelligenz eines Menschen ist vielleicht durchschnittlich nur zu 60 Prozent erblich. Mit entsprechenden Fördermaßnahmen könnte der durchschnittliche IQ der Bevölkerung also ganz leicht wieder angehoben werden.

Dagegen sprechen jedoch die folgenden Sachverhalte:

- Die Fördermaßnahmen müssten von Bürgern mit hoher Intelligenz erbracht werden, denn nur diese besitzen ja die entsprechenden Kompetenzen. Deren Zahl nimmt aber ab.
- Die Fördermaßnahmen übersetzten sich in zusätzliche gesellschaftliche Kosten. Einerseits müssten die zusätzlichen Lehrer von den restlichen Erwerbstätigen finanziert werden, andererseits fehlten sie als hoch qualifizierte Arbeitnehmer an anderen Stellen.
- Gemäß der in der Biologie allgemein akzeptierten und als Weismann-Barriere bezeichneten Regel, nach der Erfahrungen, die ein Individuum mit der Umwelt macht, nicht in den Erbgang einfließen können, würden die zusätzlichen Bildungsmaßnahmen keinen Einfluss auf den erblichen Teil der Intelligenz nehmen. In der übernächsten Generation wäre der durchschnittliche IQ der Population bei Modellvariante 2 schon auf 97,8 gesunken. Von Generation zu Generation müsste folglich immer mehr in zusätzliche Bildungsmaßnahmen bei gleichzeitig schwindendem Lehrpotenzial investiert werden.

Wir können also zusammenfassen: In patriarchalischen Gesellschaften korreliert die Zahl an Nachkommen mit dem sozialen Erfolg und der Intelligenz der Männer, wodurch die Bevölkerung von Generation zu Generation sukzessive an Intelligenz gewinnt. In modernen "gleichberechtigten" Gesellschaften besteht dagegen üblicherweise eine negative Korrelation zwischen der Zahl an Nachkommen und der Intelligenz der Männer und Frauen, wodurch die Bevölkerung von Generation zu Generation sukzessive an Intelligenz verliert⁸³. Da der durchschnittliche IQ einer Bevölkerung auch mit dem Wohlstand des Landes korreliert, dürfte sich in solchen Gesellschaften zunehmend Armut ausbreiten. Kurz: Eine solche Gesellschaft *brasilianisierte*^{84 85} und entwickelte sich zurück in ein Entwicklungsland. Ihr fortwährender Kompetenzverlust würde normalen evolutiven Prozessen zuwiderlaufen. Man könnte in diesem Sinne dann von einer *De-Evolution* sprechen.

Ferner zeigen die obigen Resultate: Die enorme menschliche Gehirnentwicklung während der Altsteinzeit dürfte maßgeblich auf die sexuelle Arbeitsteilung unserer Vorfahren zurückzuführen sein. Diese hatte folglich einen Sinn und stellte einen evolutionären Vorteil dar, und man darf nun nicht erwarten, man könnte in solche Grundlagen des menschlichen Zusam-

menlebens mal eben so eingreifen, ohne dass dies Konsequenzen haben würde.

Man versteht nun auch den eigentlichen Sinn der menschlichen Reproduktionseinheit "Familie" besser. Diese dient nicht nur der Sicherung der Generationenfolge durch Weitergabe des Lebens, sondern auch dazu, die gesellschaftliche Kompetenzerhaltung (das heißt deren Evolution) zu unterstützen. Dies scheint aber nur bei sexueller Arbeitsteilung möglich zu sein. Mit der Angleichung der Lebensentwürfe beider Geschlechter dürfte die Familie somit einen großen Teil ihres ursprünglichen Sinns verlieren. Im Prinzip wäre das menschliche Familiensystem damit zerstört.

Eine auf differenzfeministischen Paradigmen beruhende (matriarchalische) Alternative, die die genannten Probleme vermeidet und die Evolutionsfähigkeit gleichberechtigter Gesellschaften bewahrt, ist das sogenannte Familienmanager-Konzept^{86 87 88 89}.

Insgesamt kann festgehalten werden: Unter den beiden alternativen Paradigmen des Feminismus erweist sich nur der Differenzfeminismus als tragfähig genug, um die Grundlage des Geschlechterverhältnisses gleichberechtigter Gesellschaften sein zu können.

⁶² Mersch, Peter (2009): Die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter. München: Grin Verlag

⁶³ Borkenau, Peter (1993): Anlage und Umwelt. Eine Einführung in die Verhaltensgenetik. Göttingen: Hogrefe

⁶⁴ Riemann, Rainer/Spinath, Frank M. (2005): Genetik und Persönlichkeit; In: Hennig, Jürgen und Netter, Petra (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 616ff.

⁶⁵ Shaffer, David R./Kipp, Katherine (2007): Developmental Psychology. Childhood and Adolescence. Belmont: Thomson Wadsworth, S. 105ff.

⁶⁶ Roth, Gerhard (2003): Aus Sicht des Gehirns. Frankfurt: Suhrkamp, S. 110ff.

⁶⁷ Lynn, Richard/Vanhanen, Tatu (2002): IQ and the Wealth of Nations. Westport CT: Praeger Publishers

- ⁶⁸ Kopp, Johannes (2002): Geburtenentwicklung und Fertilitätsverhalten. Theoretische Modellierungen und empirische Erklärungsansätze. Konstanz: UVK, S. 89
- ⁶⁹ Birg, Herwig (2003): Strategische Optionen der Familien- und Migrationspolitik in Deutschland und Europa, in: Leipert, Christian (Hrsg.): Demographie und Wohlstand. Neuer Stellenwert für Familie in Wirtschaft und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 30
- ⁷⁰ Wikipedia führt für die Bundesrepublik Deutschland dazu zusammenfassend aus (Stand 04.02.2010): "Tendenziell ist ein negativer Zusammenhang zwischen Bildung und sozialem Status der Eltern einerseits und der Kinderzahl andererseits festzustellen: Bei Personen (Frauen bzw. Paaren) mit höherem Bildungsabschluss ist die durchschnittliche Kinderzahl je Frau niedriger, das durchschnittliche Gebäralter höher und der Anteil dauerhaft Kinderloser ebenfalls höher als bei Personen mit niedrigerem Bildungsniveau. Schätzungen zufolge beträgt die zusammengefasste Geburtenziffer bei Akademikerinnen ca. 0,9 Kinder je Frau, bei Frauen ohne Schulabschluss hingegen ca. 1,8, also rd. das Doppelte. Das mittlere Gebäralter liegt bei Akademikerinnen bei ca. 34 Jahren, bei Frauen ohne Ausbildung bei ca. 23 Jahren. Zu erwähnen ist auch die im Durchschnitt höhere Geburtenhäufigkeit in der zugewanderten Bevölkerung im Vergleich mit der einheimischen. Obwohl im Durchschnitt in Migrationsfamilien das Ausbildungs- und Einkommensniveau niedriger ist, kann die höhere Geburtenrate nur teilweise mit dem letztgenannten Zusammenhang erklärt werden. Hinzu treten kulturelle Unterschiede insbesondere in bestimmten Migrantengruppen. Der amtlichen Statistik zufolge liegt die Geburtenrate einheimischer Frauen bei ca. 1,1-1,3 Kindern je Frau, bei der zugewanderten hingegen bei ca. 1,7. Hier wiederum heben sich (von den großen Gruppen) insbesondere die Türkischstämmigen mit Geburtenraten deutlich über 2,0 hervor, wobei auch dort die Kinderzahl mit abnehmender Bildung, insbesondere der Mutter, zunimmt." <http://de.wikipedia.org/wiki/Demografie>
- ⁷¹ Mersch, Peter (2009): Die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter. München: Grin Verlag
- ⁷² Mersch, Peter (2009): Die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter. München: Grin Verlag
- ⁷³ Joas, Hans (Hrsg.) (2001): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt: Campus, S. 483
- ⁷⁴ Weber, Thomas P. (2003): Soziobiologie. Frankfurt: S. Fischer, S. 77

-
- ⁷⁵ Kanazawa, Satoshi (2003): Can evolutionary psychology explain reproductive behavior in the contemporary United States? in: *Sociological Quarterly*, 44, 291-301
- ⁷⁶ Die Verbindung einer reiferen Frau mit einem jüngeren Mann machte aus gesellschaftlicher Sicht dagegen überhaupt keinen Sinn, weswegen solche Beziehungen dann auch meist diskreditiert wurden.
- ⁷⁷ Es ist nicht auszuschließen, dass ein hohes Alter eines Mannes bei gleichzeitig gutem Gesundheitszustand in historischen Gesellschaften ebenfalls als ein Indikator für eine hohe genetische Fitness gewertet wurde, welches ihn als möglichen Fortpflanzungspartner interessant machte.
- ⁷⁸ Geoffrey F. Miller behauptet allerdings, der menschliche Geist sei selbst ein Bündel von Fitnessindikatoren, die im Rahmen der Partnerwerbung validiert werden könnten (Miller, Geoffrey F. (2001): *Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 124 ff.)
- ⁷⁹ Bei verheirateten Paaren lässt sich eine deutliche selektive Partnerwahl bezüglich der Intelligenz feststellen (vgl. Bouchard TJ/McGue M (1981): *Familial studies of intelligence. A review*, in: *Science*, 212, 1055-1059). Bei kurzfristigen Beziehungen stellen allerdings Männer im Gegensatz zu Frauen geringere Anforderungen an die Intelligenz des Sexualpartners (Kenrick DT, Sadalla EK, Groth G, Trost MR (1990): *Evolution, traits, and the stages of human courtship – Qualifying the parental investment model*, *Journal of Personality*, 1990, 58, S. 97-116), was aus biologischen Gründen auch zu erwarten ist.
- ⁸⁰ Entsprechende Fertilitätsunterschiede lassen sich für die gesamte Geschichte der Menschheit nachweisen (Vergleiche Betzig, Laura L. (1986): *Despotism and Differential Reproduction. A Darwinian View of History*. New York: Aldine Publishing Company; Voland, Eckart (2000): *Grundriss der Soziobiologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 89f.; Hopcroft, Rosemary L. (2006): *Sex, status, and reproductive success in the contemporary United States*, in: *Evolution and Human Behaviour*, 27, S. 105).
- ⁸¹ Für den sehr kurzen Zeitraum, der unter solchen Verhältnissen für den Aufbau einer beruflichen Karriere und die Gründung einer Familie bleibt, wurde in der Fachliteratur der Begriff "Rushhour des Lebens" geprägt (vgl. etwa Bertram, Hans/Rösler, Wiebke/Ehlert, Nancy (2005): *Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik*. Berlin:

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). In patriarchalischen Gesellschaften besteht - wie beschrieben - eine vergleichbare "Rushhour" nicht, da Männer praktisch bis ins hohe Alter zeugungsfähig sind, ihnen also sehr viel mehr Zeit zum Aufbau einer beruflichen Karriere bleibt. Auch dieser Umstand zeigt, dass mit der gesellschaftlich angestrebten Angleichung der Geschlechterrollen massiv in die menschliche Biologie eingegriffen wird. Hierdurch werden Probleme geschaffen, die dann ins Visier der Familien- und Geschlechterforschung geraten, obwohl sie eigentlich gar nicht sein müssten.

- ⁸² Das zweite Modell dürfte aufgrund der festgestellten Bildungshomogamie bei Paaren (Eggen, Bernd/Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 56) oder der Korrelation der IQs bei Ehepaaren (Bouchard TJ/McGue M (1981): *Familial studies of intelligence. A review*, in: *Science*, 212, 1055-1059) das aktuelle Paarungsverhalten in modernen Gesellschaften realistisch widerspiegeln.
- ⁸³ Die These eines sukzessiven genotypischen Intelligenzverlustes (und damit indirekt eines Kulturverlustes) moderner Gesellschaften ist insgesamt nicht neu, werden solche Entwicklungen doch von verschiedenen Autoren zumindest für die USA seit einiger Zeit vermutet (Vergleiche zum Beispiel Vining, Daniel R. Jr. (1982): *On the possibility of a re-emergence of a dysgenic trend with respect to intelligence in American fertility differentials*, *Intelligence*, 1982, 6, S. 241-264; Vining, Daniel R. Jr. (1995): *On the possibility of a re-emergence of a dysgenic trend. An update*, *Personality and Individual Differences*, 1995, 19, S. 259-265; Lynn, Richard/Van Court, Marilyn (2004): *New evidence of dysgenic fertility for intelligence in the United States*, *Intelligence*, 2004, 32 (2), S. 193-201; Lynn, Richard (1998): *The Decline of Genotypic Intelligence*; In: Neisser, Ulrich (Hrsg.): *The Rising Curve. Long-Term Gains in IQ and Related Measures*, Washington DC: American Psychological Association; Lynn, Richard (1996): *Dysgenics. Genetic Deterioration in Modern Populations*, Westport CT: Praeger Publishers). Im vorliegenden Artikel (und in meinen Büchern) wird allerdings zusätzlich noch behauptet, hierbei handele es sich um eine zwangsläufige Folge einer zu starken Angleichung der Geschlechter mit ähnlichen bis identischen Lebensentwürfen für Frauen und Männer. Eine solche zunehmende Angleichung scheint auch in anderen historischen menschlichen Hochkulturen stattgefunden zu haben. Möglicherweise hat sie zu deren Untergang beigetragen.
- ⁸⁴ Beck, Ulrich (1999): *Schöne neue Arbeitswelt*, Frankfurt: Campus

-
- ⁸⁵ Mersch, Peter (2007): Hurra, wir werden Unterschicht! Zur Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion. Norderstedt: Books on Demand
- ⁸⁶ Mersch, Peter (2006): Land ohne Kinder. Wege aus der demographischen Krise. Norderstedt: Books on Demand
- ⁸⁷ Mersch, Peter (2006): Die Familienmanagerin. Kindererziehung und Bevölkerungspolitik in Wissensgesellschaften. Norderstedt: Books on Demand
- ⁸⁸ Mersch, Peter (2008): Familie als Beruf. Norderstedt: Books on Demand
- ⁸⁹ Mersch, Peter (2009): Die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter. München: Grin Verlag

6 Literatur

- [1] Beck, Ulrich (1999): *Schöne neue Arbeitswelt*, Frankfurt: Campus
- [2] Bertram, Hans/Rösler, Wiebke/Ehlert, Nancy (2005): *Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- [3] Betzig, Laura L. (1986): *Despotism and Differential Reproduction. A Darwinian View of History*. New York: Aldine Publishing Company
- [4] Birg, Herwig (2003): *Strategische Optionen der Familien- und Migrationspolitik in Deutschland und Europa*, in: Leipert, Christian (Hrsg.): *Demographie und Wohlstand. Neuer Stellenwert für Familie in Wirtschaft und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich
- [5] Bischof-Köhler, Doris (2010): *Von Natur aus anders. Zur Entstehung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern*. In: Fischer, E. P./Wiegand K. (Hrsg.): *Evolution und Kultur des Menschen*. Frankfurt: S. Fischer, S. 304-339
- [6] Borkenau, Peter (1993): *Anlage und Umwelt. Eine Einführung in die Verhaltensgenetik*. Göttingen: Hogrefe
- [7] Bouchard TJ/McGue M (1981): *Familial studies of intelligence. A review*, in: *Science*, 212, 1055-1059
- [8] Butler, Judith (2007): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp
- [9] De Beauvoir, Simone (2000): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt
- [10] De Beauvoir, Simone (1975): *Sex, Society and the Female Dilemma: A Dialog between Simone de'Beauvoir and Betty Friedan*, In: *Saturday Review*, 14.06.1975, 13, S. 16-20, 56
- [11] Deary IJ/ Irwing P/ Der G/ Bates TC (2007): *Brother-sister differences in the g factor in intelligence: analysis of full, opposite-sex siblings from the NLSY1979*, in: *Intelligence* 35, 451-456.
- [12] Eggen, Bernd/Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- [13] Eibl-Eibesfeldt, Irenäus (2004): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriss der Humanethologie. München: Piper
- [14] Eigen, Manfred (1987): Stufen zum Leben. Die frühe Evolution im Visier der Molekularbiologie, München: Piper
- [15] Friedan, Betty (1998): It Changed My Life: Writings on the Women's Movement. Boston: Harvard University Press
- [16] Hopcroft, Rosemary L. (2006): Sex, status, and reproductive success in the contemporary United States, in: Evolution and Human Behaviour, 27, 104-112
- [17] Irwing, Paul/Lynn, Richard (2005): Sex differences in means and variability on the progressive matrices in university students: A meta-analysis, in: British Journal of Psychology, 96, 505-524
- [18] Joas, Hans (Hrsg.) (2001): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt: Campus
- [19] Kanazawa, Satoshi (2003): Can evolutionary psychology explain reproductive behavior in the contemporary United States? in: Sociological Quarterly, 44, 291-301
- [20] Kenrick DT, Sadalla EK, Groth G, Trost MR (1990): Evolution, traits, and the stages of human courtship – Qualifying the parental investment model, Journal of Personality, 1990, 58, S. 97-116
- [21] Klein, Doreen (2006): Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland, in: BiB, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 11
- [22] Kopp, Johannes (2002): Geburtenentwicklung und Fertilitätsverhalten. Theoretische Modellierungen und empirische Erklärungsansätze. Konstanz: UVK
- [23] Küppers, Bernd-Olaf (1990): Der Ursprung biologischer Information: Zur Naturphilosophie der Lebensentstehung. München: Piper.
- [24] Küppers, Bernd-Olaf (Hrsg.) (1987): Leben = Physik + Chemie? Das Lebendige aus der Sicht bedeutender Physiker. München: Piper.
- [25] Lynn, Richard (1996): Dysgenics. Genetic Deterioration in Modern Populations, Westport CT: Praeger Publishers
- [26] Lynn, Richard (1998): The Decline of Genotypic Intelligence; In: Neisser, Ulric (Hrsg.): The Rising Curve. Long-Term Gains in IQ and

- Related Measures, Washington DC: American Psychological Association
- [27] Lynn, Richard/Irwing, Paul (2004): Sex differences on the Progressive Matrices: a meta-analysis, in: *Intelligence*, 32, 481-498
- [28] Lynn, Richard/Van Court, Marilyn (2004): New evidence of dysgenic fertility for intelligence in the United States, *Intelligence*, 2004, 32 (2), S. 193-201
- [29] Lynn, Richard/Vanhanen, Tatu (2002): *IQ and the Wealth of Nations*. Westport CT: Praeger Publishers
- [30] Malsburg, Christoph von der (1987): Ist die Evolution blind? In: Küppers, Bernd-Olaf (Hrsg.): *Ordnung aus dem Chaos: Prinzipien der Selbstorganisation und Evolution des Lebens*. München: Piper, S. 269-279
- [31] Mersch, Peter (2006a): *Die Familienmanagerin. Kindererziehung und Bevölkerungspolitik in Wissensgesellschaften*. Norderstedt: Books on Demand
- [32] Mersch, Peter (2006b): *Land ohne Kinder. Wege aus der demographischen Krise*. Norderstedt: Books on Demand
- [33] Mersch, Peter (2007a): *Die Emanzipation – ein Irrtum! Warum die Angleichung der Geschlechter unsere Gesellschaft restlos ruinieren wird*. Norderstedt: Books on Demand
- [34] Mersch, Peter (2007b): *Hurra, wir werden Unterschicht! Zur Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion*. Norderstedt: Books on Demand
- [35] Mersch, Peter (2008a): *Familie als Beruf*. Norderstedt: Books on Demand
- [36] Mersch, Peter (2008b): *Evolution, Zivilisation und Verschwendung. Über den Ursprung von Allem*. Norderstedt: Books on Demand
- [37] Mersch, Peter (2009): *Die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter*. München: Grin Verlag
- [38] Mersch, Peter (2010): *Systemische Evolutionstheorie und Gefallenwollen-Kommunikation*, In: Gilgenmann, K./Mersch, P./Tremml, A. K. (Hrsg.): *Kulturelle Vererbung: Erziehung und Bildung in evolutions-theoretischer Sicht*, Norderstedt: Books on Demand, S. 47-90

- [39] Mersch, Peter (2011): Ich beginne zu glauben, dass es wieder Krieg geben wird. Was die Systemische Evolutionstheorie über unsere Zukunft verrät. Norderstedt: Books on Demand
- [40] Miller, Geoffrey F. (2001): Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- [41] Myers, David G. (2010): Psychology. New York: Worth Publishers
- [42] Riemann, Rainer/Spinath, Frank M. (2005): Genetik und Persönlichkeit; In: Hennig, Jürgen und Netter, Petra (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- [43] Olsberg, Karl (2010): Schöpfung außer Kontrolle: Wie die Technik uns benutzt. Berlin: Aufbau Verlag
- [44] Robert Bosch Stiftung (2006): Bosch-Studie. Kinderwunsch höher als Geburtenrate, 28.06.2006, In: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/8214.asp>
- [45] Roth, Gerhard (2003): Aus Sicht des Gehirns. Frankfurt: Suhrkamp
- [46] Schrödinger, Erwin (1989): Was ist Leben? Die lebende Zelle mit den Augen des Physikers betrachtet. München: Piper.
- [47] Schwarzer, Alice (2002a): Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frankfurt: Fischer Taschenbuch
- [48] Schwarzer, Alice (Hrsg.) (2002b): Man wird nicht als Frau geboren. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- [49] Schwarzer, Alice (2007): Die Antwort. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- [50] Shaffer, David R./Kipp, Katherine (2007): Developmental Psychology. Childhood and Adolescence. Belmont: Thomson Wadsworth
- [51] sueddeutsche.de (2005): Also doch: Männer sind intelligenter als Frauen. 26.08.2005, In: <http://www.sueddeutsche.de/panorama/558/375367/text/>
- [52] Sundet, J. M./Barlaug, D. G./Torjussen, T. M. (2004): The end of the Flynn effect? A study of secular trends in mean intelligence test scores of Norwegian conscripts during half a century, In: Intelligence 32, S. 349-362.

- [53] Teasdale, Thomas W./Owen, David R. (2005): A long-term rise and recent decline in intelligence test performance. The Flynn Effect in reverse, In: *Personality and Individual Differences* 39(4), 837-843
- [54] Treml, Alfred K. (2010): Die Natur der Kultur, In: Gilgenmann, K./Mersch, P./Treml, A. K. (Hrsg.): *Kulturelle Vererbung: Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht*, Norderstedt: Books on Demand, S. 11-26
- [55] Tremmel, Jörg (2005): *Bevölkerungspolitik im Kontext ökologischer Generationengerechtigkeit*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag
- [56] Vining, Daniel R. Jr. (1982): On the possibility of a re-emergence of a dysgenic trend with respect to intelligence in American fertility differentials, *Intelligence*, 1982, 6, S. 241-264
- [57] Vining, Daniel R. Jr. (1995): On the possibility of a re-emergence of a dysgenic trend. An update, *Personality and Individual Differences*, 1995, 19, S. 259-265
- [58] Vogel, Christian (2000): *Anthropologische Spuren. Zur Natur des Menschen*. Stuttgart: S. Hirzel
- [59] Voland, Eckart (2007): *Die Natur des Menschen. Grundkurs Soziobiologie*. München: C. H. Beck
- [60] Voland, Eckart (2000): *Grundriss der Soziobiologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- [61] Weber, Thomas P. (2003): *Soziobiologie*. Frankfurt: S. Fischer
- [62] wissenschaft.de (2005): Forscher schlagen Alarm. In den Industrieländern ist der IQ auf Talfahrt. 16.05.2005, In: <http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/hintergrund/253016.html>
- [63] Wuketits, Franz M. (2005): *Evolution. Die Entwicklung des Lebens*. München: C. H. Beck
- [64] Zechner, U./Wilda, M./Kehrer-Sawatzki, H./Vogel, W./Fundele, R./Hameister, H. (2001): A high density of X-linked genes for general cognitive ability: a run-away process shaping human evolution? in: *Trends Genet* 17, 697-701